

Das Fremde vertraut machen

Dr. Tina Heitmann ist ab dem 1. September neu im Vorstand der DGSv. Wir stellen sie hier schon mal kurz vor. Wer ist sie, wie denkt sie, worauf freut sie sich. Ein Porträt in Zitaten.

Über Arbeit

»Meine Arbeitstage sind nie gleich. Wenn ich einen Uni-Tag habe, dann heißt das: Lehre, Gespräche mit Studierenden, Gremientermine ... Ein Tag außerhalb der Uni ist auch oft ziemlich bunt. Morgens eine Team-Supervision, mittags eine Podcastaufnahme, nachmittags Arbeit an einem Text. Ich muss immer ziemlich viel umdenken, schnell die Rollen switchen. Aber wer muss das nicht?«

Über Nichtarbeit

»Wenn ich nicht arbeite, mache ich oft nichts Spektakuläres. Ich verbringe viel Zeit mit Freundinnen, Freunden, Familie. Ich lese gern, gehe sehr gern essen. Manchmal prödel ich einfach nur zu Hause rum.«

Über Supervision

»Ich hatte angefangen an der FH Bielefeld Sozialpädagogik zu studieren und bin da auf Initiative einer Freundin in eine dreisemestrige Grundausbildung Beratung von Wolfgang Weigand gerutscht. Dazu gehörte eine einwöchige Selbsterfahrung, und da gab es Momente, die so eindrücklich waren, dass ich danach wusste: Ich werde Supervisorin.

Ich hab mich schon früher für Situationen interessiert, in denen Menschen in ihren beruflichen Kontexten, trotz guter Absichten, an Grenzen stoßen oder mit scheinbar unlösbaren Dilemmata konfrontiert sind. Mit dieser Grundausbildung in Beratung hat sich mein Gefühl verstärkt: Supervision ist ein guter Ort, um sich das alles ganz genau anzuschauen; um zu verstehen, was passiert einem da in diesen Situationen? Und wie geht man dann damit um?

Neben dieser Selbsterfahrungswoche gab es in der Beratungsausbildung noch andere Elemente, die mich fasziniert haben: Ich war selbst in Supervision, als Supervisandin, und in Gruppen-Lernsettings. Wir haben auch viel theoretisch gelernt über Gruppendynamiken, über Macht, über psychoanalytische

Ansätze, über Organisationen und wie sie funktionieren. Die Verbindung aus den theoretischen Ansätzen mit dem »Inbeziehunggehen« – also wie denkt man das zusammen für berufliche Kontexte, wo man auf Menschen trifft – das hat mich total fasziniert. Und so bin ich dabei geblieben.«

Über Prägungen

»Was mein Supervisionsverständnis sehr geprägt hat, waren vor allem meine eigenen Erfahrungen als Supervisandin, und die waren nicht nur positiv. Und dann war natürlich auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit professionellem Handeln an sich wichtig: Was ist eigentlich professionelles Handeln? Inwiefern ist es kontextabhängig? Welche Rollen spielen Organisationen als das Dach, unter dem professionelles Handeln stattfindet?«

Über Methodik

»Ich glaube, ich bin im Kern Sozialwissenschaftlerin und nutze diese Methoden für die Supervision. Ich schaue mir die Dinge interaktionistisch oder machttheoretisch an. Manchmal, wenn es Sinn macht, gucke ich auch sehr genau aufs Wort, mache Anleihen bei der objektiven Hermeneutik. Vor allem aber gucke ich ethnografisch auf Situationen.

Ich bin auf jeden Fall eher verstehensorientiert. Ich denke, man muss ein Problem, ein Dilemma, eine Situation erst verstanden haben, bevor man die dazu passenden Lösungen oder Handlungsoptionen entwickeln kann.«

Über Ethnografie

»In zwei Sätzen ist nicht zu erklären, was Ethnografie ist. Im Zentrum dieses Ansatzes steht der Leitsatz: sich das Fremde vertraut machen und das Vertraute befremden, um einen neuen oder erweiterten Blick auf Situationen, auf Handeln zu entwickeln; und die Frage: Welches Handeln ist überhaupt möglich in bestimmten Kontextbedingungen?

Die Kontextgebundenheit ist aus meiner Sicht sehr wichtig – und der Fokus auf Interaktion.

Es ist ja so, dass wir oft auf der Ebene von Selbstverständlichkeiten operieren. Wir leben in bestimmten Lebenszusammenhängen, und bestimmte Dinge sind da für die Personen aus ihren Kontexten heraus einfach selbstverständlich. Das Ethnografische, das mir so nah ist, heißt: Man geht durch die Welt und hinterfragt genau diese Selbstverständlichkeiten.

Da bin ich sicher auch geprägt durch meine Auslandsaufenthalte, ich war als Au-Pair für ein Jahr und später als Stipendiatin nochmal für ein Jahr in den USA. Da denkt man, das ist ein westliches Land, so weit entfernt von uns kann es in seinen Alltäglichkeiten nicht sein, wir sind ja so geprägt durch US-amerikanische Medien, Musik, Serien und Filme. Ich musste aber dann feststellen, nee, ist ganz anders da als in der mir vertrauten Lebenswelt.

Also, diesen Blick, diese Fähigkeit zu entwickeln, auf sich selbst und die Kontexte, Umgebungen, Kulturen oder Handlungsfelder zu gucken und sich zu fragen: Warum ist das für mich so und für andere anders? Wo kommt das her? Und sich dann davon zu distanzieren, das eine besser als das andere zu finden – das alles steckt in der Ethnografie.

Diese Idee des Liminalen, des Grenzgängertums als verstehensorientiertes wissenschaftlich fundiertes Brückenbauen, nehme ich immer mit in die Supervision.«

Über Scham

»Ich habe in diesem Jahr mein Promotionsprojekt abgeschlossen und bin jetzt in kein größeres konkretes Forschungsprojekt involviert. Ich interessiere mich aber gerade sehr dafür, inwiefern bestimmte Affekte relevant für Beratungssettings sind – und Scham finde ich da ziemlich zentral. Das hängt auch damit zusammen, dass ich gerade ein Buch gelesen habe: »Die Scham. Ein revolutionäres Gefühl« von Frédéric Gros. Ich hatte mich vorher schon mit Scham beschäftigt, weil mir das immer wieder in Beratungssettings begegnet. Aber das Gros-Buch finde ich wirklich großartig, vor allem im Hinblick auf gesamtgesellschaftliche und politische Zusammenhänge.«

Über Theorie und Praxis

»Das Thema Scham habe ich auch in einem Seminar zu Scham-sensibilität für Masterstudierende an der Uni verarbeitet. Erst habe ich zentrale Schamtheorien eingeführt und dann ein Buch zusammen mit den Studierenden gelesen: *Die Freiheit einer Frau* von Édouard Louis, der darin die Geschichte seiner Mutter und sein Verhältnis zur Mutter beschreibt. Da geht es um Habitus, Armut, Klassismus, Sexismus, Ausgrenzungserfahrungen, aber auch Ermächtigungen.

Mir ist total wichtig, immer zuerst eine wissenschaftliche Basis zu haben – und dann eine Verknüpfungsmöglichkeit zur Praxis. Denn was nutzt uns die ganze Wissenschaftlichkeit, wenn wir sie nicht anwenden können? Ich beziehe mich da auf Fritz Schütze, der implizit sagt: Wir brauchen unbedingt theoretische

Wissensbestände, also Theorien, aber sie müssen dem Verstehen von Praxis dienen. Sonst sind sie für die Praxis bedeutungslos. Gleichzeitig ist Praxis ohne theoretische Basis nicht professionalisiert. Es muss also immer dieses Doppel, diesen Gleichklang geben.

Das beschreibt ganz gut meine Haltung, mein Verständnis von Professionalität und auch von Beratung. Das heißt: Mein Erfahrungswissen ist genauso wichtig wie mein theoretisches Wissen. Die Supervision verfügt zudem über einen reichen Fundus an Praxiswissen und theoretischen Bezügen.

Deswegen war übrigens der Masterstudiengang Supervision und Beratung an der Uni Bielefeld für mich so wichtig, weil er mir Theorien zur Verfügung gestellt hat, um mein Erfahrungswissen zu verstehen: die Habitus-theorie, verschiedene Machttheorien wie Max Weber oder Michel Foucault. Aber auch andere sozialwissenschaftliche Zugänge wie Sighard Neckel, Niklas Luhmann und Axel Honneth, und eben Fritz Schütze. Also: sozialtheoretische Fundierungen als Schlüssel für Praxiserlebnisse!«

